



Der jüngste der Großen

Sheku Kanneh-Mason spielte Cello bei der Hochzeit von Harry und Meghan. Das machte den 19-Jährigen berühmt. Auch seine sechs Geschwister sind musikalisch

hochbegabt. Wurden sie von ihren Eltern gedrillt? Oder haben sie sich gegenseitig gepusht? Unterwegs mit einer Familie, die die Welt der Klassik verändern will

Im Leben eines Musikers gibt es vor jedem Konzert eine Frage zu klären, die für den Erfolg eines Auftritts nicht weniger erheblich ist als die Laune des Publikums, die Eigenheiten des Dirigenten oder der Klang des Instruments. Es ist eine Frage, die sich auch der 19-jährige Sheku Kanneh-Mason an einem winterlichen Freitagabend in Nottingham kurz vor einem ausverkauften Konzert mit dem Sinfonieorchester der BBC stellt: Was ziehe ich heute an?

In schwarzen Jeans und einem roten T-Shirt steht Sheku im Esszimmer seiner Eltern, ein großer 19-jähriger Junge mit einem wolligen Afro und einem weichen Gesicht. Der süße Geruch von Lammcurry hängt in der Luft. Seine Mutter legt ihm einen schwarzen Kleidersack auf den Tisch. Sheku zieht den Reißverschluss herunter: ein hellblaues Hemd, ein dunkelblauer Anzug von Paul Smith. Der Designer kleidet Sheku seit einem halben Jahr ein und hat ein Video auf seine Website gestellt: Smith interviewt darin Sheku wie ein Fan sein Idol.

»Das sind die dreckigen Sachen, Mama!«, ruft Sheku.

»Wirklich?« Seine Mutter hält das Hemd gegen das Licht. »Ich muss deine Schmutzwäsche gebügelt haben!«

Sheku sprintet nach oben und kehrt mit einem weiten blauen Hemd zurück. Vorn ist ein rotes afrikanisches Muster aufge-

Läuft man durch die Zimmer ihres zweistöckigen Backsteinhauses, muss man aufpassen, keine Instrumente oder Trophäen umzustoßen

druckt, ähnlich den bestickten Gewändern in Sierra Leone. Dort wurde seine Mutter geboren, mit vier Jahren zog sie nach Großbritannien und kehrte nie wieder in ihre afrikanische Heimat zurück. Sheku hat sich das Hemd im Internet bestellt. Einer seiner Musiklehrer nennt es »das Bob-Marley-Shirt«, obwohl Bob Marley aus Jamaika kam, aber vielleicht ist das auch egal.

Stellt man sich einen klassischen Musiker vor, dann ist Sheku genau das Gegenteil davon: Er ist nicht weiß, sondern schwarz. Nicht alt, sondern jung. Nicht abgehoben, sondern ein Jeans- und T-Shirt-Typ. Und das, obwohl er auf dem Weg ist, ein internationaler Cello-Star zu werden.

Vor zwei Jahren gewann Sheku als erster schwarzer Musiker den Talentwettbewerb der BBC für klassische Musik. Diesen Mai spielte er bei der Hochzeit von Prinz Harry und Meghan Markle, Milliarden Menschen sahen ihm im Fernsehen zu. Sein Debütalbum *Inspiration* führte nicht nur die Klassikcharts an, es schaffte es auch unter die Top 20 der britischen Charts. Renommiertere Orchester in aller Welt wollen mit ihm spielen, er ist praktisch jeden Monat in einem anderen Land. Das Konzert in Nottingham liegt ihm jedoch besonders am Herzen.

Hier ist er aufgewachsen und hat seine ersten Cellostunden genommen, hier haben sich sein alter Lehrer mit einer 30-köpfigen Schulklasse, seine Schulfreunde, Nachbarn und der Großteil seiner Familie angemeldet, um ihm zuzusehen. Diese

Familie, das sollte man hinzufügen, besteht aus sieben Kindern zwischen neun und 22 Jahren, die alle zwei Instrumente spielen, mindestens. Manchmal treten die Kanneh-Masons als Familienorchester auf, mit einem Klavier, drei Violinen und drei Celli. Läuft man durch die Zimmer ihres zweistöckigen, vollgestellten Backsteinhauses, muss man aufpassen, keine Instrumente, Notenständer oder Trophäen umzustoßen.

Sheku und seine Geschwister sind so etwas wie die Jackson Five der klassischen Musik.

Im Hausflur sucht er sich aus etwa 100 Paar Schuhen seine schwarzen Sneaker heraus. Ein Geräuschteppich aus Kichern, Reden und Rufen begleitet ihn in den dunklen Garten hinaus. Seine jüngeren Schwestern springen um zwei Tanten herum, die für das Konzert aus London und Wales angereist sind. Sein Vater schiebt die Tür eines roten Busses mit neun Sitzen auf, Sheku verstaut sein Cello im Kofferraum und setzt sich in die hinterste Reihe, ganz rechts. Sein Stammplatz.

Von den sieben Kindern ist er das drittälteste. Sheku beschreibt sich als eine Art Sandwichkind der Familie. Sein älterer Bruder sieht ihn eher als »jüngsten der Großen«.

Während der rote, fast 15 Jahre alte Bus durch die beleuchteten Straßen von Nottingham knattert, schaut Sheku schweigend aus dem Fenster. Er ist nicht nervös – das ist er vor Konzerten nie –, er redet einfach nicht gern, wenn Fremde in der Nähe sind. In Interviews sind seine Antworten selten länger als ein paar Sätze. Sanft vorgetragen, münden sie meist in freundlichen Floskeln.

Wie war die *royal wedding*?

»Ziemlich cool.«

Hast du mit Pastor Curry gesprochen?

»Ein wunderbarer Typ. Wirklich enthusiastisch!«

Und Meghan und Harry?

»Ein bisschen komisch, sie bei den Hochzeitsvorbereitungen zu treffen, aber sie sind wirklich sehr nette Leute.«

Hat sich danach etwas verändert?

»Es gibt mehr Menschen, die mich jetzt spielen sehen wollen.«

Dann lächelt er so treuherzig, dass man ihn nicht mit weiteren Fragen quälen will und stattdessen lieber anderntags seine Mutter anruft und bei ihr nachrecherchiert, wie das denn wirklich war mit der königlichen Hochzeit. So erfährt man, dass die Zahl von Shekus Instagram-Followern von 3000 auf 130.000 angeschwollen ist, dass die Familie mit Nachrichten, Briefen und Anrufen dermaßen bombardiert wurde, dass die Eltern irgendwann das Telefon herausziehen mussten, und dass Sheku auf der Straße alle paar Meter von Fremden gestoppt wurde, die aufgeregt riefen: »Du bist der Cellist, der auf der *royal wedding* gespielt hat!« Shekus Weg ist so ungewöhnlich, dass man sich auf die Suche nach einer Erklärung macht. Hatte er einfach mehr Talent als andere? Oder mehr Glück? Was haben seine Geschwister mit seinem Erfolg zu tun? Was seine Eltern?

Man kennt das ja aus der Kulturgeschichte: keine Musikerfamilie ohne ehrgeizige Musikereltern, die ihre Kinder erbarmungslos drillten. Das war bei den Mozarts so, den Beethovens und auch bei den Jacksons.

Wie war es bei den Kanneh-Masons?





Shekus Mutter Kadie ist eine mädchenhafte Frau mit geflochtenen Zöpfen und klirrenden Armbändern, die ständig dabei ist, etwas aufzuräumen, anzubieten oder aufzutischen. Früher hat sie an der Universität von Birmingham Englische Literatur unterrichtet, dann entschied sie sich, wegen der Kinder zu Hause zu bleiben. Sie arbeitet an einem Buch über ihre Familie, doch manchmal kommt ihr das Schreiben egoistisch vor. Stuart ist ein Mann mit Glatze und einer hellen Stimme, mit der er voller Begeisterung von Antigua erzählt, der Heimat seiner Eltern. Er hat die Ausstrahlung eines Sportlehrers und läuft seit einigen Jahren Halbmarathon. Unter der Woche pendelt er nach London, wo er als Vizepräsident bei der Hotelfirma Belmond beschäftigt ist. Beide sind in ihren Fünfigern, sehen aber aus wie Anfang 40. Wären sie weiß, würde man sie als Bildungsbürger beschreiben: Als Jugendliche haben sie je zwei Instrumente gelernt, als Eltern waren sie darauf bedacht, dass auch die Kinder mal Klavierunterricht bekommen. Nie hatten sie den Plan, ein Familienorchester zu zeugen. Sie wollte eigentlich »nur« vier Kinder haben, er drei. Irgendwie wurden es sieben. Sieben Kinder, die so früh ein so großes musikalisches Talent zeigten, dass die Eltern gar nicht anders konnten, als sie auf alle erdenklichen Weisen zu fördern. Die Älteste war Isata, die schon mit anderthalb Jahren zu lesen begann, als Kind bei Familienwanderungen mühelos die Berge bestieg und bei einem Wettbewerb ein Klavier gewann, das heute im Spielzimmer neben der Küche steht.

Der Zweite war Braimah, der durch ein besonderes Gehör auffiel, der Violine sofort die sanftesten Töne entlocken konnte und von seinen jüngeren Geschwistern als besonders guter Musiklehrer geschätzt wird.

Der Dritte war Sheku, dessen Name »Prinz« bedeutet und der seine älteren Geschwister bewunderte. »Als ich klein war, habe ich immer gesehen, wie meine Schwester Klavier gespielt hat«, erinnert er sich. »Ich wollte es ihr nachmachen.«

Erst brachte ihm seine Mutter Violine bei, doch er war unkonzentriert und frech. Dann verliebte er sich bei einem Konzert in den warmen Klang des Cellos. Mit sechs begann er, Unterricht zu nehmen. Seiner damaligen Lehrerin Sarah Huson-Whyte fiel sein Talent sofort auf. »Ich erinnere mich, wie ich ihm in einer seiner ersten Stunden auf dem Klavier ein Stück ein paar Mal vorspielte«, erzählt sie. »Auf einmal hat er eingesetzt und die Töne meiner rechten Hand auf seinem Cello mitgespielt.«

Mit neun wurde Sheku in das wöchentliche Nachwuchsprogramm der Royal Academy of Music in London aufgenommen, des ältesten Konservatoriums des Landes. Seine älteren Geschwister hatten die Aufnahmeprüfung in den Jahren zuvor schon bestanden. Jeden Samstag standen sie um kurz vor fünf auf, um mit ihrem Vater den Frühzug nach London zu nehmen. Der Unterricht ging bis vier Uhr nachmittags, dann fuhren sie wieder zurück. Sheku und seine Geschwister lernten von ihren Eltern, Opfer für die Musik zu bringen. Sie lernten Disziplin. Während ihre Klassenkameraden mit Freunden herumhingen oder vor dem Fernseher saßen, übten Sheku und seine Geschwister ihre Instrumente. Zwei Stunden täglich, drei Stunden, am Wochenende mehr. Das war ihr Familienleben. Ihre Normalität.

Und so wie in anderen Familien die Großen ihre Kleider oder Spielsachen an die Kleinen weitergeben, so gaben Isata, Braimah und Sheku ihre Instrumente, Noten und Musiklehrer an ihre Geschwister weiter.

An Konya, die wie ihre Mutter die englische Literatur liebt und sich trotzdem entschied, Pianistin zu werden.

An Jeneba, die schon als Dreijährige so gerne Lieder in Moll hörte und auf dem Klavier so melancholisch spielt.

An Aminata, die so laut ist und sich vorstellen könnte, zu singen, zu schauspielern oder eben Geige zu spielen.

An Mariatu, die Sheku als Kleinkind stundenlang beim Üben zusah und im Cello noch besser werden will als er.

Vielleicht war es eine Mischung aus Geschwistersolidarität und Rivalität, die sie alle zu Musikern werden ließ. Es schweißte sie zusammen. Es machte sie von anderen unabhängig.

Weil sie so viele waren, schufen sie sich ihre eigene Welt. Wenn sie nicht übten, spielten sie Spiele, in denen sie vier Monopoly-Bretter zusammenlegten oder als Superhelden gemeinsam gegen den Bösewicht kämpften. Fernsehen oder Süßigkeiten gab es genauso wenig wie Taschengeld. Doch wer mit seinem Instrument die höchste Stufe mit Eins abschloss, durfte seine jüngeren Geschwister unterrichten.

Sie hatten ein Geldproblem. Schon für ein Kind wäre die Musikausbildung teuer gewesen. Für vier, fünf, sechs, sieben Kinder war es fast unmöglich

Der Lohn: fünf Pfund pro Stunde. Mehr, sagt ihre Mutter, sei nicht nötig gewesen.

Sie hatten außerdem ein Geldproblem. Schon für ein einziges Kind wären Musikstunden, Instrumente, Noten, Saiten und Zugfahrten nach London teuer genug gewesen. Für drei, vier, fünf, sechs, sieben Kinder war es fast unmöglich. Sie flogen nicht mehr nach Antigua, sie fuhren zum Wandern nach Wales. Sie machten Schulden, verzichteten auf Reparaturen im Haus und ersetzten ihren alten roten Secondhand-Bus nie durch einen neuen. Tagsüber, wenn Kadie allein zu Hause war, machte sie die Heizung aus. Nachmittags, wenn die Kinder kamen, wieder an. »Sonst wäre es für sie zu kalt zum Üben gewesen«, sagt sie.

Sie erzählt davon, ohne zu klagen. Vielleicht, weil die Kannehmasons gewisse Härten aus den Erzählungen ihrer afrikanischen und karibischen Verwandten kennen. Vielleicht auch, weil ihnen auf ihrem Weg in die Klassik früh Widerstände begegneten. Gingen sie in ein Konzert, sahen sie weder auf der Bühne noch im Publikum Menschen, die aussahen wie sie. Der Anteil der schwarzen Musiker in den britischen Orchestern, fand eine Studie des King's College 2014 heraus, betrug nicht mal zwei Prozent.

Niemand hätte sich gewundert, wenn Sheku und seine Geschwister eine Jazz-, Reggae- oder Hip-Hop-Band gegründet hätten. Aber Klassik?

»Die Kinder haben gespürt, dass die meisten Menschen erwartet haben, dass sie nicht gut spielen würden«, erinnert sich Kadie. »Deswegen wollten sie sich umso mehr beweisen.«

In der Konzerthalle von Nottingham tritt Sheku in seinem blauen Hemd auf die Bühne. Zu seiner Linken breitet sich das BBC-Sinfonieorchester in schwarz-weißer Förmlichkeit aus. Die Zuschauerränge neigen sich wie Gebirgshänge zu ihm hinunter, rund 2500 Gesichter sehen ihm erwartungsvoll entgegen. Vor dem Finale des BBC-Talentwettbewerbs 2016 musste Sheku mit seinem Vater noch üben, wie man eine Bühne betritt, ohne so schluffig zu laufen. Nun trägt er sein Cello wie einen erhobenen Schild vor sich her.

Er setzt sich auf den Hocker neben dem Dirigenten, klemmt sein Instrument zwischen die Beine und schließt die Augen. Inzwischen spielt er auf einem 408 Jahre alten Amati-Cello, das ihm ein Sammler lebenslang ausgeliehen hat. Geschätzter Wert: eine halbe Million Pfund.

Zwei lange Akkorde, er fährt in die Saiten. Mit weitem Arm zieht er den Bogen, um in die Melodie zu gleiten. Edward Elgar hat das *Cello-Konzert in e-Moll* nach dem Ersten Weltkrieg komponiert, und Sheku spielt es, als würde er eine melancholische Geschichte erzählen. Sein Kopf fällt in den Nacken, die

Am Anfang wunderten sich viele über Sheku, der im Unterricht nie etwas sagte und sich auf der Bühne in diesen anderen Menschen verwandelte

Deckenlichter strahlen auf sein Gesicht. Dann neigt er sich eng an den Steg heran, um den hüpfenden Tönen der schnellen Passagen hinterherzusehen. Seine Augenbrauen fahren nach oben, die Lippen spitzen sich. Plötzlich wirkt er viel älter. Nicht wie Sheku, der Junge, sondern wie Sheku, der Prinz.

Jetzt wird auch klar, warum er so wenig spricht: Alles, was er zu sagen hat, sagt er durch sein Cello. Er *ist* das Cello.

Als Sheku an der Royal Academy in London anfang, wunderten sich viele über diesen Jungen, der im Unterricht nie etwas sagte und sich auf der Bühne in diesen anderen, ausdrucksstarken Menschen verwandelte. Howard Ionascu, der sechs Jahre lang das Nachwuchsprogramm geleitet hat, kann sich noch gut an die kritischen Fragen der Lehrer erinnern.

Er empfängt im hellen Foyer der Musikschule. Mit den Marmorsäulen und den gewölbten Deckenbögen ähnelt es einem Museum. Bronzetafeln erinnern an die Absolventen, die im Ersten und Zweiten Weltkrieg gefallen sind. Drahtig und bestimmt schiebt sich Ionascu an Schülern mit Geigenkoffern und Notenheften vorbei. Weil in praktisch allen Räumen musiziert wird, steuert er den Gang vor dem Sekretariat an. »Bitte lachen Sie nicht, aber das ist der ruhigste Ort hier«, sagt er.

Ionascu vergleicht Sheku mit den Profifußballern, die auf dem Feld brillant spielen, sich in den Interviews hinterher aber nicht gut erklären können. Sein Erfolg sei die absolute Ausnahme,

aber verdient. »Seine musikalische Tiefe geht weit über sein Alter hinaus, dazu kommt seine fantastische Technik«, sagt er. »Außerdem hat er auf der Bühne eine fast hypnotisierende Ausstrahlung, er zieht die Leute in seinen Bann.«

Inzwischen ist Sheku im zweiten Jahr seines Studiums und gerade wegen seiner zurückhaltenden Art sehr beliebt. Nie, betont der Direktor, habe er ein böses Wort über ihn von den anderen gehört. Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die Welt der Klassik ähnlich brutal sein kann wie die des Leistungssports. Talente gibt es viele. Aber warum wird der eine Solist, während der andere eine Absage nach der anderen bekommt? Ionascu weiß es nicht. Er hat schon viele Schüler weinen sehen.

Offenbar ist es mit dem professionellen Musizieren ein bisschen wie mit dem Lottospielen: Man muss alles auf sein Los setzen und kann dann nur noch auf das große Glück hoffen. Sheku hat den Hauptgewinn gezogen. Aber warum gerade er?

Läuft man durch die Korridore der Akademie, sieht man lauter englische und europäische Gesichter, viele Asiaten. Was man nicht sieht, sind schwarze Schüler. An den fünf Konservatorien Großbritanniens betrug ihr Gesamtanteil in der Vergangenheit nur acht Prozent. Die Kulturwissenschaftlerin Christina Scharff vom King's College, die die Zahlen für die Jahre 2002 bis 2013 ermittelt hat, berichtet, dass es ganze Jahrgänge gab, in denen kein einziger schwarzer Bewerber aufgenommen wurde. Landesweit.

Spricht man Howard Ionascu auf diese Unwucht an, reibt er sich die Stirn und beginnt, von »sozioökonomischen Faktoren« zu reden, von »komplexen Zusammenhängen« und »Outreach-Projekten, die viel Zeit brauchen«. Grob zusammengefasst ist die Klassik zu teuer, zu elitär und zu weiß. In einer Gesellschaft, in der immer mehr Gruppen mit großer Selbstverständlichkeit mitreden wollen, wirkt sie wie ein Überbleibsel einer alten, überkommenen Zeit. »Wir dürfen nicht wie ein Club wirken, in den nur Leute mit viel Geld oder der richtigen Herkunft hineindürfen«, sagt er, »das wirkt so undemokratisch.«

Ionascu beugt sich vor und fragt, ob Sheku bei dem Konzert in Nottingham wieder sein »Bob-Marley-Hemd« angehabt habe.

Das blau-rote? Ja, hatte er.

»Großartig, wie er die klassische Musik entmystifiziert!«, freut sich Ionascu. »Er wirkt nicht wie einer, der privilegiert ist. Er ist ganz normal. Und weil er so normal ist, denken sich viele, dass Klassik dann ja auch etwas für sie sein könnte.«

Spricht man Sheku auf diese Rolle als Botschafter des Normalen an, wird er regelrecht redselig. Vielleicht, weil es auch um seine eigene Geschichte geht. Viele schwarze Kinder empfinden klassische Musik als etwas, das nicht zu ihnen gehört. An staatlichen Schulen kommen sie damit kaum in Berührung. Weil die Ausbildung so teuer ist, findet sie vor allem an (den überwiegend weißen) Privatschulen statt. Manchmal besucht Sheku deshalb ganz normale gemischte Schulen in London, um dort vorzuspielen. »Es ist unglaublich, zu sehen, wie Kinder auf diese Musik reagieren, die sie noch nie vorher gehört haben«, sagt er. »Es ist eine Katastrophe, dass viele Schulen wegen der Sparmaßnahmen überlegen, den Musikunterricht zu kürzen!« Er schüttelt den Kopf. Für ihn geht es hier um Chancen-

gleichheit. Auch an seiner alten Schule in Nottingham sollte der Cellounterricht eingespart werden. Sheku hat 3000 Pfund gespendet, um das zu verhindern.

In den vergangenen drei Jahren hat er seine Schulbesuche international ausgeweitet. Auf Einladung der Regierung von Antigua und Barbuda haben er und seine Geschwister den Jugendlichen dort vorgespielt. Viele von ihnen haben zum ersten Mal eine Geige oder ein Cello in Aktion erlebt. Inzwischen hat der kleine Karibikstaat sein erstes Jugendsinfonieorchester. »Sie brauchen Vorbilder«, sagt Shekus Vater, dessen Eltern in Antigua leben. »Es gab schon immer gute Sportler oder Reggae-Musiker, zu denen die Jugendlichen aufgeschaut haben. Aber es gab keine schwarzen klassischen Musiker.«

Sheku ist nicht nur ein Musiker mit einem besonderen Talent. Er ist auch ein Musiker mit einer besonderen Geschichte. Die Frage ist, wie viel er und seine Familie verändern können. Ab einem bestimmten Niveau geht es in der klassischen Musik weniger um Talent oder Disziplin. Sondern um Geld.

Fünf Tage nach dem Konzert in Nottingham schlängelt sich Shekus Bruder Braimah durch die voll besetzten Reihen des Auktionshauses Sotheby's in London und setzt sich in die zweite Reihe. Einmal im Leben will er nah dran sein an einem der begehrtesten Celli der Welt. Wie eine übergroße Trophäe thront es in einem Holzständer auf der Bühne. Sheku hat kürzlich potenziellen Käufern darauf vorgespielt und ist seitdem in das Instrument verliebt: ein kastanienbraunes Guadagnini, Baujahr 1783. Zuletzt gehörte es seinem großen Helden, dem russischen Meistercellisten Mstislaw Rostropowitsch.

Von allen Geschwistern ist Braimah Sheku am nächsten. Nicht nur, weil sie die einzigen Jungen sind und bloß zwei Jahre sie trennen. Sondern auch, weil sie sich in London eine Wohnung teilen, zusammen mit zwei weiteren Freunden. Staunend sieht Braimah sich um. Zu seiner Linken hängen meterhohe Plakate von Rostropowitsch und seiner Frau, der Opernsängerin Galina Wischnewskaja. Zu seiner Rechten telefonieren Angestellte in Anzügen mit unsichtbaren Käufern, die 30.000 Pfund für ein Schmuckkästchen, 7500 Pfund für ein Silberkännchen und 23.750 Pfund für einen Kaffeekrug des russischen Künstlerpaares bieten. Vorn am Pult führt ein älterer Mann mit Halbglatze und Brille durch die Versteigerung.

Neben Braimah sitzen seine älteste Schwester Isata und zwei Freunde. Sie sind die Jüngsten im ganzen Raum. Von Auktionen wie diesen haben sie bisher nur gehört. Auch Sheku wollte unbedingt kommen, musste aber wegen einer Probe absagen.

»Position 42, Ladys und Gentlemen«, sagt der Auktionator und stützt sich auf sein Pult, »ein wundervolles Cello von Guadagnini!« Eine Frau mit weißen Handschuhen trägt das Instrument vorsichtig nach vorn. »750.000«, beginnt der Auktionator. »Will es jemand für 750.000 Pfund?«

Ein Mann in der hinteren Reihe bietet 800.000.

Ein Telefonbieter kontert mit 850.000.

Es geht hin und her. Sie landen bei einer Million.

»Ich nehme auch Fünzfziger«, sagt der Auktionator und meint damit 50.000er-Schritte.

Gemurmel. Ein Handzeichen in der Telefonreihe. 1,05 Millionen.

Sie hangeln sich hoch.

Schließlich ein Angebot aus der dritten Reihe.

»1,6 Millionen«, sagt der Auktionator. »Ich verkaufe es für 1,6 Millionen Pfund!« Der Hammer knallt. Das Publikum klatscht. Braimah dreht sich um und sieht in das zufriedene Gesicht eines Mannes mit Anzug und grüner Krawatte. Der Mann, der von nun an das Cello aus Shekus Träumen besitzt.

Als er später an den teuren Geschäften der Bond Street entlang zur U-Bahn läuft, überlegt Braimah, wer der Käufer gewesen sein könnte. Wahrscheinlich ein Sammler. Ganz sicher kein Musiker, der könnte sich eine solche Summe nicht leisten.

Nachdem der letzte Ton von Edgar Elgars Cellokonzert in der Konzerthalle von Nottingham verklungen ist, erhebt sich Sheku, um sich vor seinem Publikum zu verbeugen. Ganz hinten, in Reihe O des 1. Ranges, erheben sich zwei Menschen zu stehenden Ovationen, seine Tante und seine jüngste Schwester Mariatu. Ihre Zöpfe wackeln beim Klatschen in der Luft. »Er hat sehr gut gespielt«, sagt sie mit einer Ernsthaftigkeit, die für eine Neunjährige eher untypisch ist. »Das Orchester war auch gut.« Im Foyer wird Sheku umringt wie ein Fußballprofi, der für Nottingham das entscheidende Tor geschossen hat. Seine Nachbarn sind da. Die Schulklasse. Seine Cellolehrerin war extra aus London angereist, um ihn spielen zu sehen, und sitzt nun schon wieder im letzten Zug nach Hause.

Anderthalb Stunden bleibt er, um CDs und Flyer zu signieren. »Sheku«, kritzelt er auf das, was ihm vorgelegt wird. Als er wieder in dem roten Bus in der hintersten Reihe ganz rechts sitzt, summt er leise vor sich hin.

Zu Hause feiern sie mit Champagner und Käsechips. Sheku schiebt die Ärmel seines »Bob-Marley-Hemds« nach oben. »Wir sollten dir mal ein echtes Hemd aus Sierra Leone besorgen«, sagt seine Tante. »Sie benutzen einen weichen Stoff, der bestimmt gut zum Spielen ist.« Ein Strahlen breitet sich in seinem Gesicht aus. Sheku war noch nie in Sierra Leone. Seine Mutter hat ihm vom Bürgerkrieg dort erzählt, von der Armut, von Ebola.

Eines Tages will er mit Braimah hinfahren. Vielleicht können sie dort mal ein Konzert spielen.

19.12.2018 N^o 53 [ZEITMAGAZIN]

Hinter der Geschichte: Nach Shekus Auftritt bei der »royal wedding« bat ihn unsere Autorin um ein Interview. Weil er viel unterwegs war, konnte sie ihn erst im September vor einem Konzert in Berlin sprechen. Im November hat sie ihn in England wiedergesehen und seine Familie kennengelernt. Diese hat unsere Autorin, die früher Klavier und Cello gespielt hat, sehr beeindruckt.